

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 274.

Donnerstag, 22. November.

1928.

Fritz, das Verwandlungswunder.

(10. Fortsetzung.)

Roman eines seltsamen Lebens.

(Nachdruck verboten.)

Von Felix Neumann.

„Sprechen wir von der anderen Sache, die wichtiger ist! Miß Mary ist ein wertvoller Mensch! Dabei natürlich etwas exzentrisch, wie die meisten ihrer Landsmännchen, die im Gelde schwimmen. Es leuchtete ihr nicht ein, daß es auch für sie unerreichbare Dinge gibt. Und nun steht sie vor einem Hindernis, das sie durchaus bezwingen will. Sie hat sich Hals über Kopf in Sie verliebt, Herr Sendrezki, und nun soll ich fragen, ob Sie erbarmungslos „nein“ sagen oder ihr wenigstens einen Schimmer von Hoffnung lassen —“

Fritz hatte die Hand auf den Tisch gestützt und vergrub für einen Augenblick die Stirn hinein.

„Wie töricht war ich, nein, wie töricht! Ich durfte das gar nicht groß werden lassen! Aber — ich glaubte, auch nicht unfreundlich gegen Miß Longworth sein zu dürfen, weil sie zunächst nur ein lebhaftes Mitgefühl mit meiner Lage zeigte und mir die Unterstützung des Agenten Brown versprach! Das war ein Fehler, ein großer Fehler —“

Der Kellner brachte den Kaffee.

So schwiegen die Herren eine Weile.

Dann nahm der Professor den Faden wieder auf: „An sich wäre gegen solche Verbindung doch nichts zu sagen. Sie sind beide gleich alt. Das bedeutet heutzutage nichts. Es werden ganz andere Ehen glücklich. Sie würden natürlich Ihren Beruf aufgeben und in den Unternehmungen des Herrn Longworth Beschäftigung finden. Warum sind Sie so verzweifelt —?“

Fritz schüttelte den Kopf.

„Es hat gar keinen Zweck, darüber zu reden! Es geht nicht, es geht unter keinen Umständen!“

Gottorps Augen glitten prüfend über das blasse, verzerrte Antlitz des jungen Menschen.

Eindringlich fragte er: „Haben Sie schon eine andere Liebe —?“

Da hob Sendrezki abwehrend die Hand.

„Nein, nein! Ich will von all diesen Sachen nichts hören. Als ich beschloß, mich der Kunst zu widmen, schwor ich mir, allen galanten Abenteuerern aus dem Wege zu gehen, nachdem ich einmal eine schwere Enttäuschung erlebte. Man hat mich gewarnt, und ich werde der eindringlichen Mahnung folgen —“

Die eine der Damen beugte sich zu ihrer Nachbarin.

„Das scheint kein erfreuliches Gespräch zu sein, das die Herren da drüben führen. Deine Liebe, der junge Künstler, wird abwechselnd rot und blaß —“

Gottorp goß den Rest des Weines in die Gläser.

Dann sagte er: „Sie haben in gewissem Sinne recht! Aber — gehen Sie bei Fräulein Longworth nicht ein wenig zu radikal vor?“

Nun betonte er jedes Wort und blickte dabei Fritz scharf an.

„Hegen Sie die Absicht, prinzipiell niemals ans Heiraten zu denken —? Wollen Sie mit Frauen nichts zu tun haben —?“

Der junge Mann warf den Rest der Zigarette erregt in den Aschenbecher.

„Herr Professor, wir kennen uns noch zu kurze Zeit,

als daß ich in der Lage wäre, Sie bis in das Innerste meines Denkens und Fühlens blicken zu lassen. Heute darf ich Ihnen nur noch einmal wiederholen, daß Miß Marys Bemühungen völlig aussichtslos sind. Ich bedaure das schmerzlich, aber — ich spüre wohl Neigung zu dieser Dame, aber keine Liebe!“

Sendrezki sah nicht, wie für eine flüchtige Sekunde ein Zucken um des Professors Mund spielte.

War es ein Lächeln, das sofort wieder verschwand?

Der Kellner trat an den Tisch: „Herr Professor werden am Fernsprecher verlangt. Eine dringende Angelegenheit —“

Gottorp erhob sich und warf die Serviette auf den Stuhl.

„Niemand ist man ungestört. Ich bitte, mich für einen Augenblick zu entschuldigen —“

Unmittelbar, nachdem er hinausgegangen war, schwebte die jüngere der Damen am Tisch vorbei, und ehe es sich Fritz versah, lag vor ihm eine kleine Besuchskarte.

Verwirrt und erschreckt blickte er sich um.

Zu dieser vorgerückten Stunde war das Lokal halbleer.

Niemand hatte den Vorgang gemerkt.

Er nahm das zierliche Blättchen und las den Namen.

Darunter stand in steiler, feiner Schrift die Bitte, den Künstler kennen zu lernen.

Ja — so machte man Bekanntschaften in Berlin, und wenn er selbst um sein Herz und seine Person einen dreifachen Stacheldraht zog, so gab es immer verliebte Menschen, die auch dieses Hindernis zu überwinden trachteten.

Und vor seinem Auge stieg eine kurze aber eindrucksvolle Szene empor: In Breslau war es gewesen, eine Stunde, bevor er den Schnellzug nach Berlin bestieg, im Zimmer des greisen Agenten Simon. Der legte seine beiden Hände um die Rechte des Jünglings, der mit gesenktem Blick vor ihm stand.

„Ich habe vor Ihrem verstorbenen Vater, dem ich einst zusagte, meine Fürsorge Ihnen zuzuwenden, eine große Verantwortung übernommen. Aber — ich kenne Sie und weiß, daß Sie ein tapferes und starkes Herz besitzen. Lassen Sie sich durch den Scheinglanz der Weltstadt nicht verwirren. Sie sind in wenigen Tagen mündig, aber doch noch so jung. Gehen Sie allen Abenteuerern aus dem Wege und denken Sie nur an Ihren Beruf! Sollten Sie Enttäuschungen erleben, die Sie nicht zu tragen vermögen, dann kommen Sie hierher zurück, und wir werden dann über die Neugestaltung Ihrer Zukunft sprechen!“

Wie kurze Zeit erst war er in Berlin, und was trat schon an ihn heran.

Anfechtungen von allen Seiten.

Noch hatte er zu niemand von den Briefen gesprochen, die ihm täglich zugingen.

Anträge und Angebote von Damen und Herren.

Was wollte man nicht alles von ihm!

Manches schien so verlockend. Und doch wußte er, daß unzählige Gefahren am Wege lauerten.

Nun kehrte drüben die Dame an den Tisch zu ihrer Begleiterin zurück.

Er nahm die Karte, hob sie lässig bis zur Höhe des Kinns, zerriß sie und ließ die Schnitzel auf den Teller flattern, wo sie sich mit den Orangenschalen mischten.

Wenige Minuten später zahlten die enttäuschten Verehrerinnen und verließen das Lokal.

Gottorp kam zurück.

„Ich bitte um Entschuldigung! Eine dringliche Sache. Ich muß sofort nach Zehlendorf. Das ist mir sehr unangenehm, denn ich wollte Sie erst in meinem Wagen nach Hause bringen —“

Fritz lehnte dankend ab.

Der Professor nahm einen der Papierseken in die Hand, der gerade vor seinem Platz lag.

Er betrachtete ihn, sah dann die übrigen Reste und blickte Fritz an.

„Was bedeutet denn das — —?“

Sendrezki lächelte.

„Ein Angriff von den Damen, den ich abgeschlagen habe —!“

Gottorp warf einen Blick nach der Nische, die nun leer war, und pfiß leise durch die Zähne.

„Unglaublich! Jedoch — wer so hübsch ist wie Sie, muß sich auf alles gefaßt machen. Ich freue mich über die Antwort, die Sie den Huldinnen gaben.“

Draußen auf der Straße nahmen die Herren voneinander Abschied.

„Sie — werden direkt heim fahren — —?“

Etwas wie leise Sorge klang aus des Professors Stimme.

„Das ist doch selbstverständlich —!“

Fritz sagte es und winkte einem Kraftwagen, der gerade vorbeifuhr. Gottorp drückte Sendrezki die Hand.

„Fürnen Sie mir nicht, daß ich die Mission für Fräulein Longworth übernahm. Es ist mir nicht ganz leicht geworden. Aber ich glaube, meine Pflicht tun zu müssen.“

Als Fritz davonfuhr, blickte ihm der Professor sinnend nach.

Dann stieg er in seinen eigenen Wagen, der ihn nach dem fernen Vorort entführte, wo eine schwerkranke Patientin seiner wartete. Ein Fall, wo es um Leben und Tod ging.

Trotzdem beschäftigte sich sein Geist während der Fahrt nicht mit dieser Sache, sondern er dachte an seinen jungen Freund, den er ins Herz geschlossen hatte.

Als schon die Villen von Zehlendorf vorüber schossen, blickte Gottorp durch den feinen Dunst der Zigarette zur Kristalllampe an der Decke des Wagens empor, lächelte nachdenklich und murmelte im Selbstgespräch halblaut: „Ich behalte doch recht! Es ist so!“ Eine Viertelstunde später betrat er im weißen Kittel den Operationsaal. Fritz Sendrezki existierte nicht mehr für ihn, jetzt war er nur Arzt, in dessen Hand ein Menschenleben gegeben war!

7. Kapitel

Am nächsten Abend gab es in der „Alhambra“ so etwas, was man unter einem richtigen Skandal versteht.

Nicht etwa im Zuschauerraum!

Gott bewahre!

Hinter den Kulissen spielte sich die Sache ab, auf dem Gange, der an den Garderobezimmern vorbeiführte.

Und einem ganz besonders glücklichen Umstand war es zuzuschreiben, daß die Angelegenheit noch glimpflich abließ.

Als Frau Krug, die Garderobiere, um Mitternacht heimkehrte, weckte sie ihre Schwester und rief: „Ne — wat man doch allens erlebt in so nem Theater! Theater im Theater! Die richtige Komödie! Ne — so wat — —!“

Und dann war sie auf den Stuhl gesunken, um sich

dem heißen Kaffee zuzuwenden, der, wie immer, für sie bereitstand.

Was war geschehen?

Auf Sendrezkis Verwandlungsnummer folgte an jedem Abend in ihrer Tanzpantomime Anita Bella!

Anita war in einer Revue entdeckt worden.

Ein reicher Freund ließ sie ausbilden, und seit einigen Jahren entzückte sie die ganze Männerwelt durch ihre reizende Figur. In ihrem Köpfchen war nicht viel Geist, dafür um so mehr Temperament. O — wenn Anita Bella einen Wunsch hatte, mußte er erfüllt werden, sonst tobte sie wie ein kleiner Panther!

Mäßigung ihrer Gefühle gab es nicht.

Und an jedem Abend seit dem 1. Oktober stand sie, über dem leichten Tanzkostüm einen wundervollen Nerzmantel, der sie vor dem unvermeidlichen Zug hinter der Bühne schützen sollte, an der Kuffisse, beobachtete Fritz und wartete, bis sie an die Reihe kam. Ihr Partner war ein baumlanger Spanier, namens Rodrigo, von dem allerdings die Mär erzählte, daß der erste Schrei, den er tat, gegen eine Hauswand in Rixdorf geprallt sei.

Anita Bella kam soeben von Kopenhagen, wo sie mit Rodrigo zum erstenmal auftrat.

Das Paar gefiel mit seiner neuen Nummer sehr, und Adolphi engagierte die beiden sofort für die „Alhambra“.

Die Tänzerin hätte mit ihrem Partner zufrieden sein können, wenn er nicht so rasend eifersüchtig gewesen wäre.

Er wollte Anita heiraten.

Einestells, weil er das jechen Mädchen liebte, andernteils, weil er sich aus der Verbindung ein dauerndes gutes Geschäft versprach.

Anita war diesem Plane durchaus nicht hold! Sie gebrauchte für ihren Toilettenaufwand stets mehrere Verehrer.

Auch war sie kein Freund von festen Bindungen. Sie entflammte rasch, vergaß aber auch bald wieder, um sich neuen Objekten zuzuwenden. (Fortf. folgt.)

Haisfische.

Annie Francé-Harrar, die bekannte Romanschriftstellerin, hat vor einiger Zeit mit ihrem Gatten, dem Naturforscher Raoul Francé, eine Weltreise durch die vom modernen Leben noch nicht berührte Tropenwelt unternommen. Als Ergebnis dieser Reise veröffentlicht die Verfasserin jetzt im Scherl-Verlag ein Buch unter dem Titel „Reise in die Urwelt“. Erlebnisse in fünf Erdteilen. In fesselnder Schilderung gibt sie darin ein lebendiges, farbengesättigtes Bild von dem Leben in Ceylon, im afrikanischen Busch, im australischen Scrub, auf den Inseln der Südsee und im zentralamerikanischen Regenwald. Wir bringen aus dem mit 40 interessanten Photos illustrierten Werke nachstehenden interessanten Abschnitt:

Die beiden Zeitungen, die in Nouméa täglich erscheinen, sind in allem gegensätzlicher Meinung. Das ist eine Tatsache, die bei sämtlichen Konkurrenzblättern rund um die Erde geht, warum sollte also „die“ Stadt der Insel Neukaledonien eine Ausnahme machen, auch wenn sie mitten im Korallenmeer und auf der anderen Seite der Welt, bei den Antipoden liegt. „La France australe“ und „Le Démocrate“ befehden sich also ständig und wimmeln von gegenseitigen Unfreundlichkeiten. Nur in einem sind sie erstaunlich einig, in dem Ton des Ernstes, mit dem sie ihre Leserschaft beschwören. „Baden Sie nicht! Meine Dame, mein Herr, baden Sie nicht! Es ist hier so ungemein schädlich, zu baden! Es sind so viele Haisfische an den Küsten unlerer herrlichen Insel. Sie vermehren sich wie die Ratten, es ist entsetzlich! Sie kommen bis zwei Meter ans Ufer. Offenbar sind sie von einer ganz außerordentlich gefräßigen Rasse! Also ja nicht baden!“

Ich habe die Leidenschaft dieser Warnungen, die alle paar Tage bald in dem einen, bald in dem anderen Blatt erschienen, eigentlich immer etwas unterschätzt. Und zwar nicht so sehr wegen der Haisfische, als weil ich wirklich nicht so häufig Badende zu sehen bekam.

Das habe da waren, war nicht zu bezweifeln. Viele Saie sogar. Sehr große, von drei und vier Meter Länge.

Wir konnten sie von den Fenstern des kleinen Hotels aus sehen, in welchem wir so viele Wochen wohnten. Immer wieder stand in dem unsäglich grellen Mittagslicht über der türkisgrün gleißenden Lagune die schwärzliche, dreieckige Rückenflosse, die gar nicht zu verkennen ist.

Bald waren es mehrere, die reißend schnell dahin zogen oder in großem Bogen hinauszuweichen, um schnell wieder zurückzukehren. An dieser Stelle war das schöne Korallenriff in einen offenbar seit zwei Menschenaltern — denn länger als etwa 75 Jahre sind die Weiben noch nicht auf dieser Insel — benutzten Abfuhrplatz der Stadt verwandelt worden. Alles konnte man dort wiederfinden, vom verrosteten Kessel, der zerbeulten Bratpfanne, dem zerschlagenen weißen Leinwand bis zu Körben, die sich in Felsen auflösen, dahingegangenen Palmblatttafeln und allem nur irdischen Unrat. Bei Ebbe wenn das Riff in langen Streifen auftauchte, trieben sich auch immer die Krabbenfischer dort herum, die den überfließenden Schlamm mit Stöcken durchbohrten und die handgroßen Tiere hervorholten. Welche Krabben dann entweder von Weiben oder Eingeborenen im Familienkreise als „Delikatess“ versetzt oder auf dem Markt verkauft wurden.

Aber da die Haifische wirklich gleich dem König Midas das Gefühl der Sättigung nie kennezuwahren scheinen, so fanden sie vermutlich an jenem Riff einen stets für sie mit Lederbüßen bedeckten Tisch. Darum kreisten sie wohl auch so hartnäckig an dieser Stelle und waren durch nichts zu vertreiben.

Eine Stunde von Nouméa, in einer anderen Bucht der eigentlich nur aus zahllosen Buchten bestehenden Insel, aber vor der Strand rein und blank, wie am ersten Tage seines Entstehens. Felsen ragten in den Ozean hinaus, auf denen seltsame Meereswesen zu finden waren. Immer konnte man auch dort den einen oder anderen der großen Kokosränder antreffen, mit bösen Stielaugen nach Krabbenart seitwärts rennend. Die Käferschnecken, riesig für ihresgleichen, saßen unzerbrechbar fest mit ihren hundertarmierten Rücken. Die prachtvoll regenbogenfarbig schillernden Korallenfische schlüpfen aus und ein, und in der sanft schimmernden, nigrünen Blut blühten die Korallenstöcke von flammendem Purpurviolett bis zu Hellblau und Sahnenweiß oder Schwefelgrün.

Ein weißer Sandstrand schwamm ganz sanft ins Meer hinunter, Gespinste von lila Blumen und brennend rotem Salbei rieselten bunt darüber. Die eine oder andere Kokospalme, aufgewachsen aus angeschwemmten Nüssen, schlugen mit dem schweren, goldgrünen Blattgefieder im heißen Meerwind. Immer lag irgendein Brad ausgewaschen und halb verlandet am Ufer, schäumüberpült und arg erschlagen. Und draußen standen die Riffe im grüllgrünen Wasser, mit dem zärtlichen Schimmer einer blühenden, purpurfarbigen Krokuswiese, trügerisch und geheimnisvoll.

Aber auch dort schweiften die Haie; denn die ganze Lagune, an 700 Meter lang, die Neu-Kaledonien vom Stillen Ozean durch das große Wallriff abtrennt, schien von ihnen erfüllt zu sein. Man sah die schieferblauen Schatten jagen, auftauchen und verschwinden. Nur die Kanaken wagten sich mit Geschrei und viel Plätschern ins Wasser.

Dort sah ich die liebenden Haifische.

Der Mittag hing wie eine Glutwolke über der Küste. In der Ferne zerschmolz das Meer zu blendend flüchtigem Silber. Die Wellen rauschten ganz leise in der einkehrenden Ebbe. Da kam ein Zug von Haifischen dem Ufer zugeschwommen. Es waren fünf oder sechs, alles große Tiere, düster und unglaublich still. Ihre labengrünen Augen, hart wie aus Glas, glühten durch das durchsichtige Wasser. Die kleinen, gestreiften Pilotenfische, die, wie man weiß, den Hai stets begleiten und von seinen Abfällen leben, trieben wie eine Herde winziger Zebbras mit heran, eine freiwillige Sklavenschar, die den Herrn nie verläßt. Aber unter den „Herren“ brach plötzlich ein furchtbarer Streit aus. Während einer sich gleichmütig absonderte, waren die vier oder fünf anderen jählings in einen Konflikt verwickelt, der immer bössartiger wurde. Zuerst versuchten sie einander nur vom Ufer abzudrängen. Mit der Breitseite ihrer schweren Körper preßten sie sich gegeneinander. Das Wasser spritzte auf über dem leichten Grund, braune, losgerissene Algenbüschel tauchten empor. Die dreieckigen Rückenflossen bewegten sich unruhig gegeneinander, schaukelten vor und wurden wieder zurückgerissen.

Wir waren längst zum Strand gelaufen und betrachteten — es war ja nah genug — die erzürnten Tiere, die sich übrigens nicht im mindesten um uns kümmernten. Schweifschläge klatschten, ein paarmal schossen die spitzen Nasen aus der Flut. Man sah, wie einen dunklen Fleck, weit rückwärts darunter das aufgerissene Maul.

Immer wütender verflocht sich der Knäuel ineinander. Möwen flogen herzu und äugten neugierig von oben herab in die Tiefe. Jetzt schnellte einer halben Leibes auf und fiel gleich wieder zurück.

Wir dachten zuerst, es handle sich um Reiz und Kampf bei einer Beute, etwa den Resten eines toten Wals. Aber es war ganz sichtlich ein Streit der Tiere untereinander, ein wilder und hitziger Streit, der sie alle Vorwärts verdrängen ließ.

Da quoll mit einmal aus dem sich wälzenden Durcheinander eine dunkle Wolke hervor. Die Oberfläche des Wassers färbte sich, rötliche Blasen stiegen auf. Für einen Augenblick verwirrte sich alles unerkennbar. Dann löste sich einer der Haie los und schwamm reißend schnell in die Lagune hinaus. Ein dunkler Streifen quoll hinter ihm her. Nun trennten sich auch die anderen. Schwammen zögernd davon, freisten mißtrauisch, verschwanden. Nur einer blieb zurück. Er näherte sich demjenigen, der sich gleich von Anfang an abgetrennt hatte, umwirbelte ihn, rieb sich an ihm, berührte ihn an Kopf und Flossen. Für eine Sekunde, nachdem dieses Spiel immer lebhafter wurde, drehten sie sich beide, die schrecklichen Schweife umschlangen sich.

Und da begriffen auch wir endlich.

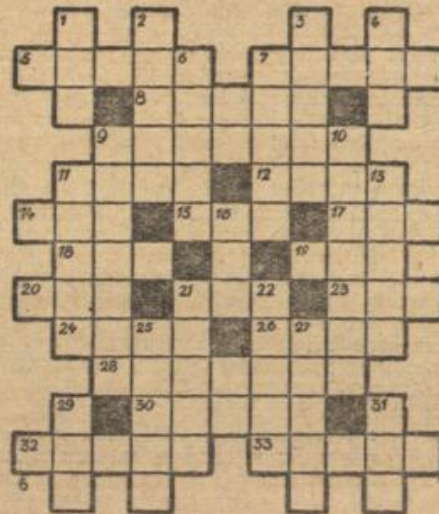
Die Sklavenschar der Piloten flüchtete vor den schlagenden Brustflossen der verliebten Tiere. Noch einmal trübte sich das Wasser in aufstrebenden Wirbeln, wie vorhin beim Kampf der Männchen um die begehrte Frau.

Als die Flut sich glättete, war das Wachen dahin, lautlos in der draußen Reil abfallenden Tiefe verschwunden. Binnen kurzem wagten sich die Korallenfische wieder hervor, die Algen wehten friedlich, und die Möwen zerstreuten sich, um anderswo zu fischen.

Der Mittag hing wie eine Glutwolke. Dort rauschten die Kokospalmen, tief samtblaue Schmetterlinge wehten in tanzenden Wirbeln vorüber.

Ganz fern stand das Segel eines Auslegerbootes auf dem Wasser, dreieckig wie eine Haifischflosse. Und wir fühlten noch nachsitternd ein dumpfes Grauen vor einer Liebe, die so wild und tödlich ist, einer Liebe unter Mördern um eine Mörderin.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 5. Nusanwendung. 7. Körpererschlagader. 8. Heidegedicht. 9. Erdteil. 11. Brust. 12. Einheitsvorrichtung. 14. Titel. 15. Männlicher Vorname in Kurzform. 17. Ziegenleder. 18. Wildes Tier. 19. Scherzname für Amerikaner. 20. Fluß in Thüringen. 21. Schlange. 23. Rumänische Münze. 24. Schnellfaher. 26. Germanengott. 28. Sultan in „Nathan der Weise“. 30. Bewohner einer Stadt an der Donau. 32. Italienische Stadt. 33. Sumpfeinlage aus geförtem Teig. — Senkrecht: 1. Schmutz. 2. Brettspiel. 3. Bekannter Volksbeauftragter. 4. Weiblicher Vorname. 6. Reichstagspräsident. 7. Ehemalige französische Provinz (Herzog von ...). 9. Jagdgöttin. 10. Hauptstadt der Philister (in Studentenlied verewigt). 11. Verdauungssäure. 13. Wasserbehälter. 16. Tonstück. 21. Weiblicher Vorname. 22. Luft schöpfen. 25. Männlicher Vorname. 27. Berühmter Ralf. 29. Griechischer Waldgott. 31. Getrodetes Gras.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 268: Wagerecht: 1. Vasso. 5. Snaet. 10. Juno. 11. Anla. 12. Stolz. 13. Eugen. 14. Loben. 15. Glend. 17. Straße. 19. Spa. 20. Don. 21. Untreue. 24. Kaste. 27. Trias. 31. Erato. 32. Pabbe. 33. Inge. 34. Seuf. 35. Märe. 36. Sertz. — Senkrecht: 1. List. 2. Auto. 3. Snob. 4. Solent. 6. Paulus. 7. Auge. 8. Glen. 9. Tand. 16. Maure. 17. Sau. 18. Ede. 22. Raiter. 23. Unrast. 24. Keim. 25. Erna. 26. Sage. 28. Idee. 29. Adur. 30. Sels.



Lassen sich regelmäßige Obsternten erzielen?

Von B. Cronberger.

Bekanntlich leben unsere Obstbäume, namentlich Apfel und Birnen, nach einem reichen Ertrage im nächsten Jahre vollständig aus. Das geschieht mit einer solchen Regelmäßigkeit, daß viele Obstzüchter darin ein Naturgesetz erkennen, das nicht zu korrigieren ist. Und doch läßt sich die Fruchtbarkeit der Obstbäume in der Weise regeln, daß sie jedes Jahr einsetzt. Allerdings unter der Voraussetzung, daß günstiges Wetter während der Blütezeit herrscht. Sonst sind alle Maßnahmen zur Erzielung regelmäßiger Ernten vergeblich.

In der Regelung der Ernten sollten uns die kalifornischen Obstzüchter als Vorbild dienen. Bei ihnen ist es Brauch, dem Baume bei reichlichem Fruchtansatz ein gutes Drittel des Behanges schon frühzeitig zu nehmen. Damit wird ein zweifacher Vorteil erreicht. Es ist klar, daß der Baum nach einer derartigen Erleichterung die verbleibenden Früchte besser ernähren kann als den überreichen Behang. Die Früchte werden schöner, größer und sind daher bereitwillige Abnehmer. Dabei werden für diese vollkommenen Früchte erheblich höhere Preise erzielt als für den unverminderten Obstbehang. Das haben die geschäftstüchtigen Amerikaner schon längst ausgeklügelt. Der Hauptvorteil, der durch das Ausdünnen der Früchte jedoch erzielt wird, besteht darin, daß der Baum nicht völlig erschöpft wird, also die nötige Kraft behält, die Fruchtknospen für das nächste Jahr vollkommen auszubilden.

Das Ausbrechen der Früchte sollte nicht zu früh vorgenommen werden, da schon eine große Anzahl kleiner Früchte vom Baum selbst abgestoßen wird, weil ihm von vornherein die Kraft fehlt, sie zu ernähren. Darum muß man erst abwarten, was von selbst fällt. Erst, wenn die Früchte etwa die Größe einer Walnuß erreicht haben, kann daher an das Auslichten gedacht werden. Zunächst sind die Früchte, die in ihrer Entwicklung zurückgeblieben, bereits verküppelt oder beschädigt sind, sowie alle madigen Früchte zu entfernen. Es wäre jedoch entschieden falsch, das Auslichten auf einmal vorzunehmen; denn dadurch könnte nur zu leicht eine plötzliche Sackstodung entstehen. Beim allmählichen Ausdünnen nehmen die hängenbleibenden Früchte die Nahrung der anderen mit auf und entwickeln sich zusehends.

Allerdings dürfte sich das Auslichten der Früchte in erster Linie für Tafelobst, also für Zwergobst und Spalierobstbäume wegen seiner leichten Ausführbarkeit empfehlen. Allzu sehr erschwert wird das Auslichten bei den Hochstämmen, weil es ohne Leiter nicht ausführbar ist. Immerhin können hier wenigstens die erreichbaren Früchte der unteren Äste bei reichlichem Behang ausgelichtet werden.

Mit der erwähnten Maßnahme ist es übrigens nicht allein getan, eine regelmäßige Fruchtbarkeit herbeizuführen. Vor allem müssen dem Baum die notwendigen Nährstoffe im richtigen Verhältnis im Boden zur Verfügung stehen, um die Früchte und gleichzeitig die Fruchtknospen für das nächste Jahr vollkommen ausbilden zu können. Unerlässlich ist die Düngung der Bäume im Herbst mit Stallmist, der den Boden erst in den Zustand der Fruchtbarkeit versetzt. Daneben ist die für die Ausbildung des Fruchtholzes und der Früchte selbst unentbehrliche Phosphorsäure, zumal sie nur schwach im Stalldünger vertreten ist. Man gebe daher im Herbst 50 Gramm Thomasmehl und ebensoviel Kainit auf einen Quadratmeter am besten in einem 20 bis 30 Zentimeter tiefen Graben am Rande der Baumscheibe. Statt dieser Nährsalze kann man auch den Volldünger „Nitrophoska“ in Mengen von 100 bis 200 Gramm je nach Größe und Alter für jeden Baum geben.

Selbst bei reichlichem Vorhandensein sind diese Nährstoffe für den Baum solange ein totes Kapital, als sie nicht durch das Bodenwasser gelöst und den Wurzeln zugeführt werden. Die meisten unserer Obstbäume leiden tatsächlich durch Wassermangel. Nur wo die Wasserverhältnisse im Boden günstig sind, bieten die Obstanlagen erhaltungsgemäß noch am ehesten Gewähr auf Erfolg. Darum sollte man namentlich in trockenen Zeiten die mit Früchten behangenen Bäume gründlich bewässern. Deshalb ist auch die Baumscheibe stets offen zu halten, namentlich im Winter, damit recht viel Feuchtigkeit in den Boden eindringen kann. Man darf sich daher nicht wundern, wenn Obstbäume auf Wiesen

oder in Grasgärten, deren Baumscheiben nicht von dem Gras befreit werden, bald dahinsiechen. Ebenso falsch ist die zu weitgehende Inanspruchnahme der Bodenfläche durch Unterkulturen zwischen hochentwickelten Obstbäumen. Ein solcher Raubbau führt unbedingt zum allmählichen Rückgang der Obstkulturen, zu einer langsamen, aber sicheren Bodenmüdigkeit, die selbst durch eine gründliche Bodenverbesserung nicht vollständig zu beheben ist. In vielen Fällen ist die mangelhafte Fruchtbarkeit der Bäume auf eine völlig ungenügende Belichtung zurückzuführen. Wie oft sind die Gärten mit Bäumen zu dicht bestanden, wie oft die Kronen bei freistehenden Hochstämmen vollständig verwachsen, so daß kein Sonnenstrahl durchdringen kann. Zahlreiche Blätter, die nicht vom Sonnenlicht getroffen werden, sind in ihrer Tätigkeit, den Baum mit Stärke und Zucker zu versorgen, gehemmt. Die Früchte auf der Nordseite werden frühzeitig abgestoßen oder bleiben klein. Darum Sorge man stets für eine lichte Krone, in dem man dicht stehende und in die Krone hineinwachsende Äste jeden Herbst entfernt. Wo der Bestand zu dicht wird, muß man sich entschließen können einzelne Bäume zu beseitigen.

Außer der Baumpflege müssen notgedrungen die Schädlinge bekämpft werden. Wie sehr werden doch die Bäume durch den Raupentanz des Frostspanners und des Goldafters bei starkem Befall geschwächt, ein Schaden, der sich nicht nur durch den Ernteausfall des laufenden Jahres bemerkbar macht, sondern auch im nächsten Jahr deutlich fühlbar ist. Auch verschiedene Krankheiten haben ähnliche Folgen aufzuweisen.

So hängt doch ein regelmäßiger Ertrag von dem richtigen Verständnis für die Pflege unserer Obstbäume und von ihrer sorgfältigen Durchführung im wesentlichen ab, und nur hin und wieder wird er durch die Ungunst im Frühjahr verzerrt.

Mißerfolge in der Pflege der Zimmerpflanze.

Gewöhnlich erlebt der Pflanzenliebhaber keine sonderliche Freude an diesen zierlichen Nadelbäumchen, weil er sie nicht zu behandeln versteht. Und nur zu leicht schmolzt das empfindliche Kind über irgend einen Fehler, der bei seiner Pflege begangen wurde. Es läßt dann keine Nadeln fallen, oder seine Äste hängen schlaff herunter oder stößt sie gar ab. Was veranlaßt die Pflanze zu diesen Erscheinungen? Etwas muß ihr nicht behagen. Im Winter wird meist der Fehler gemacht, daß die Pflanze in der warmen Stube steht. Hier kommt ihr Wachstum nicht zur Ruhe, sie treibt kraftlos weiter und steht dahin. Sie liebt überhaupt die Wärme nicht. Es behagt ihr am liebsten ein Standort im Freien oder im offenen Fenster während des Sommers. Im Winter fühlt sie sich am wohlsten in einem kühlen, aber frostfreien Zimmer möglichst nahe am Fenster. Auch mit dem Gießen muß man recht vorsichtig sein. Man tut ihr keineswegs einen Gefallen damit, daß man sie täglich gießt. Man sollte nur dann gießen, wenn sich die zwischen zwei Fingern genommene Erdsprobe von der Topfoberfläche trocken anfühlt. Wenn dann gegossen wird, dann soll reichlich bewässert werden, daß auch der ganze Wurzelballen durchfeuchtet wird. Wird zu oft gegossen, dann werden die Wurzeln bald faul, gießt man nur wenig, dann vertrocknen die Wurzeln. Keineswegs darf das überschüssige Wasser in dem Untersetzer stehen bleiben. Bei zu trockner Zimmerluft sind die Pflanze namentlich im Sommer des Morgens und Abends auch zu überspritzen. Zu vermeiden ist, den Standort zu wechseln.

Rat und Anregung.

Das Obst in den Überwinterungsräumen muß öfters — mindestens ein- bis zweimal wöchentlich — nachgesehen und die faulenden Früchte müssen entfernt werden. Zum Gebrauch nehme man nur das wirklich reife Obst, d. h. das Obst, das im Aufbewahrungsraum die Reife erlangt hat. Zur Erleichterung des Auslesens sollte man daher das Obst nach Sorten geordnet lagern. Feines Tafelobst behält seinen würzigen Wohlgeruch, wenn es mit Papier vor dem Einfluß des Lichtes beschützt wird. In warmen, trockenen Räumen reift das Obst zu rasch und schrumpft schließlich ein. Daher lüfte man besonders zu Anfang der Einlagerung bei mildem Wetter tagsüber fleißig und Sorge dafür, daß die Wärme des Überwinterungsraums nicht unter 2 Grad fällt und nicht über 8 Grad Celsius steigt.